

Wochenende

DAS MAGAZIN VON SONNTAG AKTUELL

Interview

Die Influencerinnen Lisa und Lena über Erfolg, Angst und Erwachsene
Seite m 2

Kind und Kegel

Von wegen Kinderkram:
Warum wir so gerne spielen
Seite m 6

1./2.
Juli
2023

Reise

Seeluft macht hungrig:
Kulinarik auf Sylt
Seite m 9

Zu Fuß

Radfahrer und Autofahrer prügeln sich um die Hoheitsrechte im städtischen Raum. Fußgänger bleiben auf der Strecke, weil Fußgänger genau das tun. Sie fühlen die Stadt mit all ihren Feinheiten und Hindernissen.

VON
MICHAEL SETZER

Wenn am frühen Vormittag die Spritzennadeln oder die Scherben unter den Sohlen knirschen, wenn links und rechts am Weg gebrauchte Kondome, verknüllte Papiertücher und leere Verpackungen von Atemfrische-Bonbons herumliegen, lässt sich erahnen, was hier am Vorabend geleistet wurde.

Wer das Leben zu Fuß erkundet, mag dafür zwar etwas länger brauchen als der motorisierte Mitmensch, doch zur Belohnung lassen sich die Gepflogenheiten der Umgebung kennenlernen. In die Heimat eintauchen – sei's die eigene oder die der anderen Leute. Winkend vorbeifahren kann jeder. Fußgänger sind näher dran – und das auch noch länger.

Das liegt mitunter daran, dass das Gehen schrecklich langweilig ist beziehungsweise kaum motorische Aufmerksamkeit erfordert und somit genügend Zeit für alle andere bleibt. Eindrücke, Unebenheiten oder Hindernisse auf dem Bürgersteig, Eckenparker, Hundehaufen groß und klein. Alles dabei.

Natürlich wird auch das Schöne greifbar: Kreidemalereien von Kindern oder „Kein Gott, kein Staat, keine Mayo im Kartoffelsalat“-Aufkleber auf Stromkästen oder dieses eine Tattoo-Studio mit der roten Leuchtreklame, auf der „Life is Pain“ steht. Das Leben ist schmerzhaft, so sehr, dass dieses Tattoo-Studio nie geöffnet ist, wenn man daran vorbeiläuft. Und da ist diese „Zu verschenken“-Kiste voll mit zerlesenen Beziehungsratgebern. Ob Resignation oder eine Verlobung der Auslöser war – Fußgänger haben Zeit, sich darüber Gedanken zu machen.

Etwas überkandidelt, doch im Kern ganz treffend hat Marcel Proust 1913 über die Fußgängerei geschrieben: „So nun, völlig außerhalb von jeder literarischen Absicht und ohne einen Gedanken daran, fühlte ich manchmal meine Aufmerksamkeit plötzlich gefangen von einem Dach, einem Sonnenreflex auf einem Stein, dem Geruch eines Weges, und zwar gewährten sie mir dabei ein spezielles Vergnügen, das wohl daher kam, daß sie aussahen, als hielten sie hinter dem, was ich sah, noch anderes verborgen, das sie mich zu suchen

aufforderten und das ich trotz aller Bemühungen nicht zu entdecken vermochte.“

Das zur Kunst verklärte Flanieren beziehungsweise der Flaneur rühmt sich sogar, ganz ohne Ziel loszugehen, kein von A nach B, sondern einfach nur gehen – von der Muse geküsst, am Geist gekitzelt werden. Auf der anderen Seite: wandern. Das ist auch Zufußgehen, aber eher sportlich optimiert. Das sind professionelle Spaziergänge, die derart lang dauern, dass man sogar etwas zu essen mitnehmen sollte. Bei Wegstrecken, die länger als eine Stunde in Anspruch nehmen, sagen Experten, könne man von Wandern sprechen.

Wer lange genug geht, kann sogar unterscheiden zwischen einem freundlichen Fahrradklingeln und einem, das Besitzansprüche anmeldet.

Irgendwo dazwischen bewegt sich der urbane Fußgänger. Er joggt nicht, er wandert nicht, er irrt nicht ziellos umher, sondern entscheidet sich bewusst zu gehen. Er will auch nicht acht Minuten auf einen Bus warten, sondern läuft schon mal los, um ans Ziel zu gelangen. Das ist Mobilität in ihrer pursten Form. Von A nach B. Und wer dabei schon immer mal von einer wunderschönen Frau auf dem Bürgersteig überfahren werden wollte, die gleichzeitig Kaffee trinkt, telefoniert und, äh, Fahrrad fährt – Tel Aviv wäre eine Reise wert.

Wer lange genug geht, bildet sich sogar ein, unterscheiden zu können zwischen einem freundlichen Fahrradklingeln und einem, das Besitzansprüche anmeldet. Roland Stimpel sieht das anders: „Klingeln auf dem Gehweg ist grundunverschämte“, sagt der 65-Jährige. Stimpel ist Sprecher des Berliner Vereins Fuss e.V. Dem seit 40 Jahren bestehenden Verein geht es um die fußgängergerechte Optimierung der Verkehrswege.

Städtische Problemzonen erkenne man an den Gruppen, die am meisten gehen, sagt er: Schulkinder und ältere Menschen. „Diese Leute merken es besonders, wenn Gehwege zu eng sind, wenn man da nicht mehr durchkommt, weil sie zugeparkt sind, weil sie mit Zweirädern vollstehen, wenn dort Rad gefahren wird, wenn sie durch Gastronomie, Parkautomaten oder neuerdings Ladesäulen eingeengt sind.“ Überhaupt die Zweiräder: „Das Schlimme an ihnen ist, dass sie in die Räumlichkeiten eindringen, die von Autos verschont sind. Deswegen sagen wir: Macht die Fahrbahnen sicher für Radfahrer, damit sie da bleiben.“

Der Hauptkritikpunkt der Berliner Fuß-Ultras: Verkehrspolitik wird vor allem für Autos gemacht. Sie fordern unter anderem: „Mehr Raum auf den Gehwegen und mehr Sicherheit und Komfort da, wo man über die Fahrbahn muss.“

Und das geschehe im städtischen Raum alle 100 bis 200 Meter. Deshalb könne man nicht von einem Gehwegnetz sprechen, sagt Stimpel. „Das gibt es nicht, höchstens Gehwegstummel und dann kommt schon der nächste Bordstein – und man muss in das Reich des anderen und sich denen in der Regel anpassen. Den Geschwindigkeiten und Vorrangregelungen zum Beispiel.“

Das Idealbild, oder wie Stimpel sagt ihre „Utopie“, kehrt die bestehenden Verhältnisse um: Nicht die Wege der Fußgänger werden unterbrochen, sondern die der Autos, etwa durch leicht erhöhte Plateaus an Einmündungen, auf denen sich Fahrzeuge den Gepflogenheiten der Fußgänger anzupassen haben.

Und letztlich sind Spaß und Wohlbefinden aller Verkehrsteilnehmer von Grenzen abhängig, die respektiert und eingehalten werden. Inklusiv des Wissens, dass Zebrastreifen weder der Stadtverschönerung noch als Diskussionsgrundlage dienen. Für Fußgänger gibt's schließlich weit interessantere Grenzerfahrungen – links und rechts vom Weg und mittendrin. Die hier zum Beispiel: Hinter dem Zaun eines Vorgartens verrichten zwei leise schnurrende Rasenmäherroboter ihr Werk – der Rasen sieht wunderbar aus. Besonders an der sichtbaren Grenze zum Nachbargrundstück. Exakt bis hierhin wird gemäht – und keinen Zentimeter weiter. Der Rest ist die Vermutung, dass man hier nicht zwingend oder gerne nachbarschaftliche Bande knüpft.

Ein paar Meter weiter liegt ein verlorenes Kuscheltier auf dem Bürgersteig, ziemlich zerfleddert, vermutlich ein Hase, der woanders schrecklich vermisst wird. Wahrscheinlich von einem Kind, das ihn beim allzu verträumten Herumhüpfen verloren hat. „Ein Weg ist sicher, wenn man ein Kind unbesorgt von der Hand lassen kann“, sagt Roland Stimpel. Erfahrene Fußgänger wissen: Falls da bereits eine Familie auf der Suche ist – Stofftier aufheben und auf Sichthöhe drapieren. Denn hier soll schließlich niemand auf der Strecke bleiben. Auch kein Kuscheltier.